
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 135. Bromberg, den 16. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

Copyright bei Ullstein & Co., Berlin-Wien.

(3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Gewiß war es vor allem die unverständliche Sprache, die ihn bedrückte; wie verraten und verkauft mußte er sich vorkommen, da mehr als hundert Menschen polternd und selbstgefällig durcheinander schrien und die rote Kellnerin jeden Eintretenden nur auf tschechisch nach seinem Begehr fragte. Anton hatte das zweite Krügel selbst bestellt, aber er erhielt nichts, bevor sein Begleiter den Auftrag nicht auf tschechisch wiederholt hatte. Anton wußte, daß von den Anwesenden jeder Mann mehr oder weniger Deutsch verstand; aber hier befand er sich zum ersten Male in einem Kreise, wo diese Kenntnis abgeleugnet wurde.

Doch es war nicht die fremde Sprache allein: die kleinen klugen Augen der Gäste blickten anders, die Züge der breitknochigen Gesichter bewegten sich anders, die Hände gestikulierten anders als unter den deutschen Bürgern seiner Gegend. Und der Gegensatz ging noch weiter. Die Farben des Wandmusters und der Fenstervorhänge waren bunter und schreiender, als er es gewohnt war; und die Bilder, die zahlreich umherhingen, hatten keine Beziehungen zu den Erinnerungen seiner Kindheit. Es waren die Porträts alter sagenhafter böhmischer Könige und neuer Patrioten; dazwischen hingen überall rohe Darstellungen aus den Hussitenkriegen. Ihm gerade gegenüber zeigte ein großer Stahlstich eine Hussitenschlacht, in welcher die Männer bereits erschlagen waren und nur noch die hussitischen Frauen mit Mordlust in den Blicken gegen ein rätselhaftes Heer von Rittern und Geistlichen kämpften. Gerade in der Mitte des Bildes stand hoch aufgerichtet auf einem Haufen Leichen ein üppiges halbnacktes Weib, das mit der linken Hand einen erstochenen Säugling mit falscher Bewegung von sich warf, mit der rechten einen unmöglich großen Morgenstern schwang und ihn auf den Eisenhelm eines Ritters niedersausen ließ.

Der alte Swatopluk wandte sich wieder dem Freunde seines Sohnes zu. Der Wirt hatte in der anderen Stube zu tun, die Kellnerin war auf einem Stuhle eingeschlafen und die Nachbarn Svatopluks waren nach Hause gegangen. Er war rot vom Trinken und schien guter Laune.

„Nun, deutsches Früchtel, wie gefällt es dir bei uns?" Anton gab eine unbestimmte Antwort und der Alte hielt ihm eine lange Rede, worin er die Vorzüge seiner Nation entwickelte und die Deutschen nicht anders behandelte als Räuber, die ins Land gefallen wären und hier das Beste an sich gerissen hätten.

Als Anton darauf keine Antwort gab, begann der Alte von seinem Sohne zu sprechen. Es sei ihm ganz recht, daß er nicht geistlich werde. Die Pfaffen werden sich ärgern. Ihnen geschehe ganz recht, der edle Huß sei von ihnen auch gefoppt worden. Zaboj habe eine große Rednergabe, er werde ein berühmter Advokat werden, und Abgeordneter und Hofrat und Minister.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Soll auch reich werden, der Zaboj. Der Henker hol' das Geld, aber Zaboj muß reich werden. Wird Gesetz machen, daß kein deutscher Räuber in Böhmen Land besitzen darf, nicht so viel, um sich dort begraben zu lassen, nicht so viel, um einen Stein aufheben zu dürfen, der ihm gehört. Und dann wollen wir den ganzen Wolfsberg von deinem Vater wieder an uns bringen, und viel Geld wird dein Vater nicht dafür bekommen. Die paar Steine in Steinbruch werden ganzen Wolfsberg bezahlen."

Svatopluk lachte und schlug mit der Hand auf Antons Knie, daß es schmerzte.

„Meinen Vater werdet ihr nicht vertreiben, und mich auch nicht," sagte der Jüngling ernsthaft. „Unsere Familie ist seit vielen Geschlechtern in Blatna ansässig, viel länger als ihr. Und den Wolfsberg haben wir redlich erworben. Mein Vater hat sein ganzes Vermögen gewagt, um die erste Zuckerfabrik in Blatna zu bauen. Jetzt wird sie noch vergrößert und wenn ich ausgelernt habe und ihm helfen kann, dann sollt ihr sehen, was deutsche Arbeit leisten kann. Und die ganze Stadt wird froh sein, daß wir dort aushalten, denn wir geben den Arbeitern zu leben."

Svatopluk lachte höhnisch vor sich hin.

„Ich weiß, hat ganzes Vermögen gewagt und Fabrik jetzt noch vergrößert. Hat vergrößern müssen. Und es wird Tag kommen, wo ich mit dieser meiner Hand diesen frechen Spruch über eurer Tür werde herunterhauen."

Svatopluk richtete sich dann plötzlich auf seinen Krücken zu seiner vollen Höhe empor und sagte:

„Ist ja alles nur Spaß! Gute Nacht, du deutsches Früchtel!"

Drittes Kapitel.

Zaboj hielt nach dem Wunsche seines Vaters so lange im Konvikt aus, bis er die Maturitätsprüfung abgelegt hatte. Doch mit dem guten Zeugnisse in der Hand ließ er sofort die Maske noch in der Schulstube vor seinen ängstlichen und neidischen Genossen fallen. Er bekannte sich zu jeder freien Weltanschauung und verhöhnte die Theologie.

Ins Konvikt kehrte er nicht mehr zurück. Er fuhr nach Hause und wurde von dem Alten mit polternder Freude begrüßt.

Nur Katschenka weinte, daß ihr Bruder kein geistlicher Herr werden sollte. Sie hatte sich das so schön ausgedacht. Und der Kaplan drohte ihr und dem Vater mit Höllenstrafen, die den alten Hussiten wenig bekümmerten, das heranwachsende Mädchen aber in tiefster Seele erschreckten, so daß sie lange nichts Besseres zu tun wußte, als vor dem Gitter der Marienkapelle für das Seelenheil ihres Bruders zu beten.

Zaboj aber hatte seinen Hang zur Einsamkeit abgelegt. Stolz und übermütig streifte er umher, besuchte seine Altersgenossen, verkehrte in allen Wirtshäusern und ließ sich überall wie ein Held feiern, dafür, daß er auf Kosten der Pfaffen studiert und ihnen dann einen solchen Streich gespielt hatte. Das alles hinderte nicht, daß er nach einigen Wochen des Schmollens bei seinem Beschützer, dem Kaplan, freundliche Aufnahme fand und ihm wieder seine tschechi-

schen Predigten verbesserte. Die Sprache wurde so schön und neumodisch, daß die tschechischen Bauern ihren Kaplan während der großen Ferien niemals recht verstanden. Die Deutschen verstanden ihn sowieso nicht.

Anton fand die Verhältnisse zu Hause nicht nach Wunsch, und er mußte oft an die Drohungen des alten Svatopluk denken. Sein Vater hielt ihn jetzt für verständig genug, um mit ihm über geschäftliche Dinge zu reden, und was der Jüngling da erfuhr, war ernst genug, — zu ernst, um seine jugendliche Sorglosigkeit nicht zu trüben.

Er hatte sich die Fabrik seines Vaters fast als eine Liebhaberei desselben vorgestellt, als einen willkommenen Zeitvertreib, mit welchem man sich beschäftigt, weil es einem gerade Spaß macht. Nun erfuhr er von allen Sorgen, welche mit der Leitung verbunden waren. Er hatte sich den Wohlstand seines Vaters als eine Tatsache gedacht, die mit all den hübschen Maschinen nicht das mindeste zu tun hätte. Nun erst wurde es ihm klar, daß jeder Gulden, den er ausgab, erst durch das Donnern des Räderwerks und das Prasseln des Kesselfeuers verdient wurde. Er blickte mit Bewunderung und Mitleid auf seinen Vater und nahm dessen Mitteilungen mit plötzlich gereifter Auffassung entgegen.

Der alte Svatopluk hatte recht gehabt: Gegenbauer wurde zur Vergrößerung seiner Anlagen gegen seinen Willen gezwungen.

Die Zeiten waren vorüber, in denen die ersten Zuckerfabriken des Landes bei verständiger Leitung einen sicheren Gewinn abwarfen. Die Rübenbauern waren schwieriger geworden und verkauften den Rohstoff nur zu höheren Preisen, während der Fabrikant durch den Kampf mit neuen Unternehmungen gezwungen war, seine Ware wohlfeiler abzugeben. In dieser Notlage halfen nur die größten und kostspieligsten Maschinen, welche imstande waren, der Rübe ihren ganzen Zuckergehalt bis auf den letzten Tropfen abzupressen und so die Ausbeute der Fabrikation zu erhöhen.

Wollte Gegenbauer in seinem Gewerbe nicht zurückgehen, so mußte er sich der neuen Erfindungen bemächtigen. Die Schwierigkeit war nur, daß diese vortrefflich ersonnenen Einrichtungen bloß im größten Maßstabe vorteilhaft waren und den Fabrikanten zwangen, sein Geschäft weit über die bisherigen Grenzen auszudehnen.

Eben jetzt war Gegenbauer mit der Aufstellung der Maschinen fertig geworden und ging tapfer der neuen Kampagne entgegen. Doch verschwieg er dem Sohne nicht, daß ihm mitunter in den stolzen Räumen bange wurde. Die Verträge mit den Bauern, welche zu bestimmten Preisen eine bestimmte Masse Rüben liefern sollten, konnten nicht auf eine so lange Reihe von Jahren geschlossen werden, wie der regelmäßige Betrieb eigentlich erfordert hätte. Auch war es ihm unbehaglich, daß auf den stattlichen Gebäuden nun schon wie anderswo Hypotheken standen. In seinen früheren einfachen Verhältnissen hatte er ohne fremdes Geld gewirtschaftet.

Durch die genauen Mitteilungen Gegenbauers klang oft der Wunsch hindurch, sich in seinem Sohne bald einen wackeren Arbeitsgehilfen heranzuziehen.

Anton war rasch entschlossen. Die Grundlage für eine technische Bildung hatte er gelegt, und so bat er den Vater, ihn sofort in die Lehre zu nehmen. Gegenbauer war herzlich froh, aber er riet doch dazu, daß Anton zuerst einige Jahre in einer fremden Fabrik arbeitete. Der Vater dachte dabei sowohl an seinen Sohn, der in so jugendlichem Alter noch nicht die volle Verantwortung eines Geschäftsmannes tragen sollte, als auch an die Fabrik, welche durch anderswo gesammelte Erfahrungen nur gewinnen konnte.

Sie schritten sogleich zur Ausführung des Planes. Eine passende Stellung für Anton war vom Vater schon früher in einer großen Fabrik Nieder-Österreichs in Aussicht genommen worden und wurde jetzt rasch gesichert.

Anton hatte wenige Abschiedsbesuche zu machen. Bei seinem Lehrer, einem noch jungen Manne, bei dem Arzte seines Vaters, bei dem alten deutschen Pfarrer und bei Zaboj. Dann konnte er abreisen.

Der Freund empfing ihn würdevoll und ließ ihn die Überlegenheit des künftigen Studenten fühlen.

„Du und dein Vater," sagte er, „ihr habt wie alle Deutschen in Böhmen nur den Gelderwerb im Auge. Mag es euch wohlbekommen. Ich werde jetzt die Universität besuchen, und wenn wir uns wiedersehen, bin ich vielleicht schon Doktor. Ich werde euch Deutschen keine Ruhe geben, aber unsere Freundschaft kann dabei bestehen bleiben. Wie unser Dichter singt: Wenn die Gesinnung nur edel ist, die Wege können verschieden sein!"

Und sie drückten einander fest die Hand.

Am folgenden Abend reiste Anton ab. Die Britschka, ein gedeckter Einspänner, der den Jüngling zur Bahnstation nach Oberndorf bringen sollte, fuhr vom alten Familienhause auf dem Ring die Bergstraße hinauf, Vater und Sohn folgten langsam unter herzlichen Gesprächen. Als sie das „Trutzhaus" neben der Fabrik erreicht hatten, machte Gegenbauer dem Abschied ein Ende.

„Du wirst auch noch lernen, daß die Arbeit den Schmerz überwindet," sagte er weich. „Mich hat meine Tätigkeit schon größeren Kummer tragen lassen als dieses Lebewohl. Du bist ja brav und gesund und, so Gott will, sehen wir uns hier in zwei Jahren froh wieder. Bleibe brav."

Der Vater ging rasch am Rande des Steinbruchs hin den neuen Gebäuden zu, und Anton stand allein. In feierlicher Stimmung ging er langsam weiter. Er fühlte, daß er mit dem heutigen Tage die Knabenzeit hinter sich ließ, daß er dem Vater das stille Versprechen gegeben hatte, von jetzt ab ein Mann zu sein.

Nach wenigen Schritten hörte er plötzlich hinter der Kapelle von einer frischen Stimme ein tschechisches Lied singen:

„In dem Wald auf wildem Klee
Grast so ruhig das arme Reh!
Und nur ich, ich soll entfliehen,
Wenn ich meinen Jäger seh!"

Bei den letzten Worten brach die Sängerin mit einem plötzlichen Zittern des Tones ab. Anton erkannte den Vers und Katschenkas Stimme. Und jetzt erschien auch ihr rotes Kopftuch in der Dämmerung neben dem kleinen Gotteshäuschen. Anton wartete, daß sie zu ihm kam; als das rote Zeug aber wieder verschwand, stieg er rasch die wenigen Schritte der Böschung empor und stand bald vor dem Mädchen, das zusammengekauert auf den Stufen der Kapelle saß, die Schulter an die verrostete Gittertür gelehnt, und heftig weinte.

Anton redete sie an. Da sprang sie unter Tränen lachend auf, wischte sich mit der linken Hand die Augen und reichte ihm mit der Rechten ein Sträußchen von Reseda und Thymian.

„Hier!" rief sie dabei. „Du sollst etwas von mir auf die Reise mitnehmen."

Anton war ihr herzlich dankbar, nahm aber doch nicht ohne Verlegenheit die Blumen in die Hand.

„Wie gut das riecht," sagte er, und dann nach einer Pause, während sie ihn anlachte: „Ich danke dir viele Mal!" und wieder nach einer Pause mit einem Versuche zu scherzen und dem Kinde gegenüber den Mann zu spielen:

„Du bist sehr groß für dein Alter, Katschenka, aber wenn wir uns wiedersehen, wirst du so groß sein wie ich, wirst ein Fräulein sein, und ich werde dich nicht wiedererkennen."

„Er wird mich nicht wiedererkennen!" schrie Katschenka auf und schlug beide Hände vor die Augen.

„Sei doch nicht so dumm. Ich meine ja nur im ersten Augenblick, weil du ein so großes, schönes Fräulein sein wirst."

Sie hatte jetzt gar nicht geweint. Mit glühenden Augen schaute sie ihn an und sagte leise wie mit einem Ausdruck halb kindlicher Freude:

„Ich werde ein großes, schönes Fräulein sein? Und du wirst mich wiedererkennen?"

Anton nickte mit dem Kopfe und strich ihr mit beiden Händen über das Haar. Sie hauchte: „Ach!" und hielt still. Als er auch innehielt und seine Hände linkisch auf dem aufgesteckten Zopfe ruhen ließ, stellte sie sich plötzlich auf die Fußspitzen, warf ihre Arme um seinen Nacken und rief aufgeregt:

„Versprich mir! Versprich mir, daß du im Österreichischen mit keinen anderen Kindern spielen wirst, und wenn du dort in einem Steinbruch ein so schönes Wasserbecken findest wie hier, so sollst du es keinem anderen Mädchen sagen. Ich will es nicht! Du sollst es mir versprechen; und wenn du dort einen Freund hast, und er hat eine Schwester, so sollst

du doch niemals mit ihr spielen, nicht Blindekuh und nichts, ich will es nicht, ich verbiete es dir! Und die Reseda und den Thymian mußt du aufbewahren. Ich habe ein Geheimnis! Ich werde es den Blumen ansehen, ob du mir gut geblieben bist oder nicht."

Anton war ganz hilflos dem Ansturm des leidenschaftlichen Kindes gegenüber. Er versuchte, sich leise von Katschenka loszumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer möchten Sie sein?

In Berlin weilen z. Zt. der König Fuad I. von Ägypten und die Tennis-Königin Helen Wills — beide gleichermaßen geehrt und gefeiert.

Die Schriftleitung.

Das Problem mir vorzustellen,
Stell' ich so die Frage ein:
Möcht' ich in Berlin die Helen
Oder — König Fuad sein?

Beiden weiß man viel zu bieten
In des Frühlings märk'schem Haus;
Doch ist das Programm verschieden
Für der Freuden Blumenstrauß.

Helen fährt von Tee zu Teen
— Jeder reizvoll und intim —,
Doch den Fuad in Museen
Schleppt man und erklärt sie ihm.

Helens sportlich leichte Seele
Macht man mit Musike froh;
Fuad zeigt man die Kamele
Seiner Heimat hier im Zoo.

Helen unter hübschen Mädchen
Fühlt geehrt sich und bestaunt;
Fuad plauscht mit Diplomätchen
Würdig zwar, doch mißgelaunt.

Helen tanzt hier im Lyzeum-
Club, was ihr durchaus genügt;
Während im Reichspost-Museum
Fuad mäßig sich vergnügt.

Helen holt sich hübsche Preise,
Von den Gegnern kaum gestört;
Während Fuad viele weise
Reden der Behörden hört.

Eins nur dünkt mich schön und eigen
Und dasselbe — so und so:
Wo die beiden auch sich zeigen
Auf der Straße oder wo,

Hüllen der Begeist'rung Wellen
Beide gleichermaßen ein.
Immerhin — ich möcht' die Helen
Lieber als der Fuad sein!

Diogenes.

Die Kronzeugin aus Jowa.

Der Bankraub in Kansas City. — „Zeugen dringend gesucht." Eine standhafte alte Dame.

Von John C. Waters - Chicago.

Während der letzten fünfundzwanzig Jahre ihres friedlichen Ehelebens hatte Eva L. Neal, die Frau eines kleinen Farmers, ihr abseits liegendes winziges Heimatstädtchen Lenox im Staate Jowa nicht verlassen.

Da las sie eines Tages in ihrer Zeitung vom bevorstehenden großen Kongreß der Republikaner, der in Kansas City (Missouri) stattfinden sollte. Und weil als Losung für diese Tagung das Wort „Farmerhilfe" ausgegeben worden war, so meinte Frau Neal zu ihrem Mann: „Ich fahre dorthin und höre mir an, was die Republikaner uns zu erzählen haben."

Ein paar Tage später saß Frau Neal mit Zehntausenden anderer in der Riesenkongreßhalle und hörte den Programmreden und schönen Versprechungen andachtsvoll zu. Doch nach einiger Zeit begann sie sich zu langweilen und zog auf die weit interessantere Entdeckungsfahrt in die Geschäftsstraßen der Großstadt.

Sie stand gerade vor einem Schaufenster, als auf der anderen Straßenseite vor einem Bankgebäude ein Kraftwagen hielt. Schüsse krachten, und Frau Neal fuhr herum. Sie sah gerade noch, wie ein paar junge Leute mit der Pistole in der Hand in die Bank eindrangen. Dann kam ein Mann aus dem Gebäude gestürzt, rannte in Todesangst über die Straße und schrie der neugierig stehen bleibenden Farmersfrau zu: „Laufen Sie, die Kerle schießen!"

Frau Neal dachte gar nicht daran: „Weglaufen, wenn es einmal etwas zu sehen gibt?" Sie blieb ruhig stehen und wartete gespannt. Da kamen auch schon die Bankräuber aus dem Gebäude heraus, sprangen in den Kraftwagen, der wenige Schritte neben Frau Neal hielt, und brausten davon. Die wenigen Sekunden genügten aber der alten Dame, um die Gesichter der vier Gauner ihrem Gedächtnis fest einzuprägen.

Frau Neal sah dem Wagen nach und ärgerte sich über die Feigheit ihrer Mitmenschen, die Verbrecher am hellen Tag ungehindert entkommen ließen. Doch plötzlich sprang an der nächsten Straßenkreuzung ein Schutzmann mit erhobener Pistole auf den Fahrdamm: „Halt!" Zwei Karabinerschüsse warfen ihn auf das Pflaster, und die Kugeln des Sterbenden verfehlten den Wagen.

Frau Neal hatte genug von ihrem Ausflug nach Kansas City und fuhr in die friedlichere Heimat zurück.

Der Polizei fehlte anfänglich jeder Anhaltspunkt für die Person der Bankräuber, die 20 000 Dollar erbeutet hatten. Weder die aufgeregten Angestellten und Kunden der beraubten Bank noch Passanten konnten die Verbrecher beschreiben. Da wurde auf der Straße der abgebrochene Griff einer Autotür gefunden. Die Polizei nahm an, daß er vom Wagen der Bankräuber stammt und beim Schießen durch einen Schlag des Karabinerkolbens abgebrochen war. Einige Zeit darauf entdeckte sie den Kraftwagen, an dem der Türgriff ersetzt worden war, und nahm den Besitzer und drei seiner Freunde als verdächtig fest. Doch während der Untersuchung brachten die von den gewitzigsten Anwälten der Stadt unterstützten Verdächtigen Alibis vor, die ihre Beteiligung am Verbrechen zweifelhaft erscheinen ließen. Trotzdem konnte sich der Untersuchungsrichter nicht entschließen, die vier jungen Leute freizulassen, wenn er sich auch sagte, daß die Anklage wenig Aussicht auf Erfolg hatte, falls sich nicht noch ein Zeuge meldete, der in den Verdächtigen die Täter erkennen würde.

So standen die Dinge, als Frau Neal eines Tages ihre Zeitung las: „Zeugen werden dringend gesucht!" Da legte die resolute alte Dame das Blatt aus der Hand, packte ihren vorsintflutlichen Ziehharmonikakoffer, zog das Beste an, was eingemottet im Schranke hing, und war eine Stunde später unterwegs auf der weiten Reise nach Kansas City.

Am anderen Tag saß sie im Zimmer des Untersuchungsrichters, der ihr aufmerksam zuhörte: „Ich werde den Termin beschleunigt ansetzen lassen, damit wir Sie nicht unnötig von Ihren Hausfrauenpflichten fernhalten."

Doch im Justizgebäude zu Kansas City haben die Wände Ohren. Am gleichen Tage noch wußten die Freunde der Verbrecher vom überraschenden Auftauchen der Kronzeugin: „Sie muß an der Aussage verhindert werden." Auf der Straße strichen mehrmals Männer an Frau Neal vorüber: „Fahren Sie nach Hause, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist." Die resolute alte Dame blieb. Dann erfuhr sie, daß die junge Frau des einen Verdächtigen, des Italieners Bonello, ermordet worden war: „Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Alta Bonello mehr wußte, als den Verbrechern lieb war und von deren Freunden des beabsichtigten Verrates verdächtigt wurde." Die Bestätigung dieser Zeitungsstimme ließ nicht lange auf sich warten, denn Frau Neal bekam mehrere anonyme Briefe: „Reisen Sie ab, oder es geht Ihnen wie Alta Bonello!" Frau Neal blieb.

Eines Nachts wären die Drohungen beinahe wahr geworden. Ein Verbrecher stieg an der Feuerleiter in das Fenster des Zimmers, das Frau Neal im achten Stockwerk eines Hotels bewohnte. Die alte Dame hatte keine Waffe. Doch kurz entschlossen sprang sie aus dem Bett, packte ihren Regenschirm, schwang ihn kampfbereit und brachte, ehe der Verbrecher sich besonnen hatte, die Flurtüre zwischen sich und den Gauner. Der floh Hals über Kopf die Feuerleiter hinunter und entkam. Von allen Seiten riet man Frau Neal zur „Vorsicht". Die tatkräftige alte Dame blieb: „Ich weiche nicht, bevor ich den Lumpen zum verdienten Lohn verholfen habe."

Dann kam der beschleunigt angesetzte große Tag der Verhandlung. Alles wartete mit Spannung auf das Erscheinen der Kronzeugin. Als die Saaltür aufging, konnte sich keiner des Lächelns erwehren. Der ganze Feststaat vergangener Zeiten schmückte Frau Neal. Man sah, sie war sich der Bedeutung dieses größten Tages in ihrem Leben voll bewußt. Zwei Riesnauhänger baumelten von ihren Ohren auf die Schultern herab, auf Mantel und Seidenkleid lasteten große Blumensträuße, und unter dem Rock sahen Florstrümpfe mit Schmetterlingsmustern aus Großmutters Brautzeit hervor. Frau Neal machte entschieden Furore. Doch auf ihrem freundlichen Gesicht lag eiserne Entschlossenheit.

Der Vorsitzende fragte: „Können Sie unter den Anwesenden die Leute erkennen, die Sie am Tatort gesehen haben?“ Frau Neal ließ ihren Blick über die Bänke schweifen — amerikanische Gerichte kennen keine Anklagebank nach europäischem Muster; dann wies sie mit dem Finger auf die Angeklagten: „Der, der, der und der!“ Jeder im Saale ahnte, daß damit den Beschuldigten das Urteil gesprochen war.

Die Verteidigung bemühte sich eine Stunde lang, die Zeugin in Widersprüche zu verwickeln. Es gelang ihr nicht, sie aus der Ruhe zu bringen. Nur als ein Anwalt ihr Alter wissen wollte, bat Frau Neal den Vorsitzenden dringend um Schutz vor Belästigungen. Ihre Aussagen brachten noch weitere Einzelheiten an den Tag, welche die Schuld der Angeklagten klar bewiesen. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete entsprechend.

Das ganze Interesse der Zuhörer galt nur der Zeugin. Sie und ihre Schmetterlingsstrümpfe waren tagelang das Gespräch von Kansas City. Doch Frau Neal packte sofort nach der Verhandlung ihren Ziehharmonikakoffer und setzte sich allem Interesse der Zeitungsreporter zum Trotz in ihren Zug: „Nein, ich muß nach Hause. Ich habe noch andere Pflichten als Verbrecher ihrer verdienten Strafe zuzuführen. Das Schicksal bewahre mich davor, noch einmal nach Kansas City zu kommen.“

Tropfpürsch.

Von **Wilhelm Hochgreve.**

Es goß, als wären da oben am Himmel alle Schleusen geöffnet worden. Die Leute hinter den Fenstern schüttelten die Köpfe, daß einer bei solchem Wetter zur Jagd ging. Aber ich hatte mich nun einmal zu diesem Abendpürschgange verabredet und wollte nicht derjenige sein, der den anderen vergeblich warten und allein ziehen ließ. Am Treffpunkt wurde ich von einem verstärkten Schauer überfallen. Ich wartete unter der triefenden Riesenkastanie mehr diesen Gewaltschauer ab als auf den Jagdfreund. Der war, nebenbei bemerkt, jung verheiratet. Nach einer Viertelstunde ging das Tropfentrommelfeuer wieder in den „gemütlichen“ Dauerregen über und ich setzte meinen Weg fort. Nach einem halbstündigen Anmarsch war ich im Revier. Der Bergbach tobte und brüllte, daß ich den Schreckpfiff des Eisvogels, den mein Nahen aus dem Uferwurzelwerk verscheuchte, nicht vernahm. Mein Hoffen auf ein Ende dieser Wasserwirtschaft noch um die Zeit des Büchsenlichtes sollte sich erfüllen. Ich war kaum eine Viertelstunde bachaufwärts gegangen, als es nur noch von den Nadeln und Blättern regnete. Der Wind hatte sich gedreht und fast ganz gelegt. Der blaue Dampf meiner Sumatra führte mich gegen ihn einen Seitenbach hinauf, der weit weniger Protz hatte als der unten im Tale. Eine Gebirgsbachstelze schwatzte ein paar muntere Weisen. Kreuzschnäbel strichen schnalzend über die zapfenschweren Wipfel der hohen Fichten, Feuersalamander belebten meinen Pfad. Ich näherte mich der ersten Blöße und nahm sie in mein Jagdglas. Sie war noch leer. Auch die junge Schonung am Berghange über der Blöße zeigte noch kein Wild. Eine halbe Stunde wollte ich warten, denn ich mußte noch nach dem Lichtschlage fünfhundert Meter hinter der Blöße, und es war bereits nach sieben Uhr. Das ferne Brausen des Wildbaches, das Schlagen eines Buchfinken und das Gehämmer der Tropfen war alles, was ich hörte. Da zeterte oben am Berge eine Schwarzdrossel. Ein Fuchs, der eine Schonungsreihe hinaufschnürte, hatte sie gereizt. Plötzlich hatte ich einen Hirsch im Glase, der auch nach seinem erst halbfertigen Kolbengeweih schon als gut jagdbar gelten mußte. Wie ich ihn betrachte, höre ich Brechen von Fallholz auf der Blöße vor mir und sehe zwischen den hohen Fingerhüten und den Weidenröschen ein Rudel von fünf bis sechs Tieren ziehen. Die Bilder fesseln mich und wollen mich auf den Platz bannen, aber ich muß noch nach der zweiten Blöße, wo ich den stärksten Bock des Reviers mit den fingerlangen weißen Enden ausgemacht habe. In weitem Bogen umschlage ich das Rotwild. Ich sehe noch von meinem höher gelegenen Wege durch Buchenhochwald, daß in der Schonung jetzt vier Kolbenhirsche stehen und das Kahlwild unten ein Rudel von neun Stück bildet. Aber ich muß weiter, denn meinem Bock passe ich nun schon fast drei Wochen auf, und wenn ich ihn heute nach diesem Dauerregen nicht sichte, dann bekomme ich ihn in diesem Jahre vielleicht nicht mehr vors Rohr. Er hat es mir höllisch krumm genommen, daß ich vor vierzehn Tagen von der Hochsitzleiter herabstieg, als er gerade auf Aesung ziehen wollte. Ich hatte ihn damals fast unter meiner Leiter, eine geradezu peinliche Lage.

Klatschend fielen die Tropfen. Laub und Reisig, von brechenden Sauen, wurmenden Drosseln und quer wechselndem Wilde über meinen im Juni noch blitzblanken Pürschweg geworfen, sie hätten mich vor acht Tagen, als die afrikanische Hitze herrschte, zum Fluchen bringen können, heute gaben sie lautlos nach unter meinen Schritten. So kam ich bis auf 60 Schritt an ein Reh heran, das auf einer lichten Stelle im hohen Holz äste. Dummes Ding, dachte ich, weshalb stehst du da und hältst mich auf; ich komme ja unbemerkt um dich nicht herum — da — Büchse von der Schulter und entsichert — taucht da hinter dem Wurfboden einer Buche ein Bock auf, mein Bock. Das siebenfache Echo meines Schusses war noch nicht verrollt, als der Bock verendet ins Heidelbeerkraut zusammenbrach. Vom Kamme her schimpfte ein Altreh, das die jähe Flucht des Schmalrehes in Erregung versetzt hatte. Siebenmal warfen die Berge den rauhen Hall der zornigen Stimme zurück; es war, als wäre das ganze Tal in Aufruhr. Mit dem Eichenbruche am quatschnassen Hute und an die vierzig Pfund schwerer ging ich meinen Weg zurück. Der Knall des Schusses und der Lärm der Ricke hatte Blöße und Schonung von Rotwild freigemacht. Ich hatte noch eine halbe Stunde bis zum Schwinden des Büchsenlichtes und wollte den regenfrischen Abend bis zu Ende auskosten. Meine liebe Last auf eine Meterbank aufstützend, beobachtete ich Blöße und Schonung. Nur dann und wann noch knallte ein Tropfen auf den Boden oder zersprang auf einem Aste. Es war so still und friedlich, gar nicht als hätte vor kurzem erst der Bergwald siebenmal auf den schleichenden Tod geschimpft. Fledermäuse flatterten schon über die Blöße. Es wurde schummerig. Ich suchte die große Fläche vor mir mit dem Glase ab — da lenkte das Schrecken eines Alttieres meine Blicke nach der Schonung am Berg mir gegenüber. Wo die Kolbenhirsche vor meinem Schusse standen, sah ich jetzt ein Alttier mit Kalb. Es sicherte nach oben und schreckte in kurzen Abständen. Rauhe, wilde Laute und doch eine herrliche Musik in der Einsamkeit dieser freien Bergwaldwildnis. Die Ursache der Erregung der Alten konnte ich nicht feststellen. Meine Vermutung, daß Sauen im oberen Teile der Schonung gebrochen haben müßten, bestätigte ich am nächsten Morgen aus dem frischen Gebräch. Als mein Jagdfreund die weißendige Krone meiner lang gesuchten Beute sah, die mir gerade an diesem „Sautage“ zufallen mußte, da schwor er Stein und Bein, daß er sich von seiner Frau nicht wieder halten lassen würde, und wenn es junge Hunde regnete.

Bunte Chronik



* **Eine Filmgesellschaft im Eismeer.** Die bisher größte schwedische Filmexpedition ist vor einigen Tagen von Stockholm nach Tromsö abgereist, um im Eismeer Aufnahmen zu dem Film „Der Stärkste“ zu drehen. Die besten schwedischen Schauspieler nehmen an den Aufnahmen teil. Die ersten Bilder werden in Tromsö gedreht, worauf sich die ganze Gesellschaft an Bord zweier norwegischen Walfischjäger nach Spitzbergen begibt, um von dort Novaja Semlja zu erreichen. Es ist der erste Spielfilm, der im Eismeer aufgenommen werden soll. Die Idee des Films stammt von dem bekannten Stockholmer Photographen Axel Lindblom, der über seinen Plan bisher das strengste Schweigen bewahrte. Die Aufnahmen sollen an Abenteuerlichkeit und Spannung alles übertreffen, was man bisher von Polarfilmen zu sehen bekam, zumal auch die Mannschaften der Walfischfänger, im ganzen 30 Mann, alles erfahrene Seeleute und Teilnehmer früherer Polarexpeditionen, im Film mitwirken sollen. Die Filmexpedition wird zwei Monate in Anspruch nehmen. Man sieht in Stockholmer Filmkreisen dem Resultat der Filmexpedition mit größter Spannung entgegen, da man hofft, der schwedischen Filmindustrie, die auf dem Weltmarkt verhältnismäßig wenig bekannt ist, durch diesen Film Weltstellung zu verschaffen.

Lustige Rundschau



* **Der schlaue Kranke.** Zwei Gichtkranke ließen sich ihre Beine frottieren. Der eine schrie dabei vor Schmerzen laut auf, während der andere lächelnd dem eifrig reibenden Bademeister zusah. „Wie konnten Sie nur diese rasenden Schmerzen so gleichmütig ertragen?“ fragte der Gepeinigte. — „Ach, ganz einfach! Ich werde doch nicht so unvorsichtig sein, mein krankes Bein malträtieren zu lassen. Ich habe ihm mein gesundes hingehalten!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.